



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

In Gängen und Höfen

Loewenberg, Jakob

Hamburg, 1907

II.

urn:nbn:de:hbz:466:1-29327

II.

Bald darauf kamm Marie die Treppen zu ihrer neuen Wohnung empor. An der einen Hand hielt sie ihr Kind, in der andern trug sie eine blühende Monatsrose; ihre übrigen Blumen hatte sie der Freundin geschenkt. Auf der zweiten Stiege begegnete ihr ein junger, gutgekleideter Mann. „Wer is dat?“ fragte ein dreijähriges Bürschchen, das mit andern Kindern, die alle gleich schmutzig und zerlumpt aussahen, auf dem schmalen Flur spielte. „Dat is en Herr!“ war die Antwort.

In diesem Augenblick sah die Frau auf. Ein matter Lichtschimmer fiel auf das bleiche Antlitz des Mannes, das von einem spärlichen braunen Vollbart umrahmt war. Sie schrak zusammen und drückte sich und ihr Kind dicht an die Wand, um ihn vorbeizulassen. Mit schnellerem Schritte eilte sie weiter. Aus einem Zimmer des zweiten Stocks drang lautes Fluchen und Schreien, dazwischen ein leises, verhaltenes Wimmern. „Mutter Arndt kriegt Wichse!“ riefen die Kleinen von unten her und kletterten vergnügt und doch scheu einige Stufen höher, in der fröhlichen Hoffnung, mehr zu sehen und zu hören. In der gleichen Absicht streckte sich durch eine halboffene Thür des dritten Flurs ein Frauenkopf mit aufgedunsenem, rotem Gesicht, zerwirrtem Haar und frechen Augen. „Guten Tag, Frau Nachbarn,“ rief sie der Angekommenen entgegen. „Das is hier ne fidele Bude.“

„Guten Tag,“ gab Marie zurück und ging weiter.

„Hochmeudigis Beddelpack!“ scholl es hinter ihr her, und die Thür wurde heftig zugeschlagen.

Frau Marie trat in ihr Zimmer. Da lag und stand alles in größter Unordnung, aber sie konnte noch nichts anrühren. Sie mußte erst zu Atem kommen und sich ein wenig ausruhen. Sie setzte sich auf die Kante der aufgeschlagenen Bettlade, stützte die Arme auf die Knie und vergrub den Kopf in die Hände.

Die kleine Lina blickte erregt auf die Stühle und Bündel, auf die Bilder, Töpfe und Krüge, die umherstanden. Merkwürdig, das stand und hing sonst immer so fest, so heilig, so unnahbar, nichts durfte sie antasten, und heute hatten sie alle ihren Platz verlassen müssen; es gibt doch nichts Beständiges mehr in der Welt! Wie die Töpfe sie anguckten mit ihren großen Augen: komm nur her, wir sind gar nicht so stolz und vornehm, komm nur her und spiel mit uns! Sie wagte leise ein Schrittchen vorwärts, und noch eins, und bald saß sie seelenvergnügt mitten zwischen ihnen, und ihr helles Stimmchen klang durch den düstern Raum. Die Mutter war in Erinnerung verloren. Sie sah sich als kleines Mädchen in einem holsteinischen Dorfe spielen, auf dem freien Plage bei des Lehrers Garten; aber sie war viel wilder, konnte ganz anders lärmen und tollern als ihr Linchen. Wie sie mit des Schulmeisters Theodor umging; er war fast einen Kopf größer als sie, und doch, wie bange war er vor ihr! Freilich, als sie in die dumme Schule mußte und gewahrte, wie klug er war, und wie viel er wußte, da bekam sie Respekt vor ihm. Dann kam der Theodor nach der Stadt, wo er allerhand wunderbare Dinge lernte. Man brauchte ihn nur zu fragen, und er konnte alles wie am Schnürchen hersagen; aber noch immer konnte er nicht eine Nachtigall von einem Sperling unterscheiden. In den Ferien kam er regelmäßig

heim, und sie spielten wieder wie früher zusammen; sie waren ja Nachbarskinder. Allmählich aber hörte das Spielen auf; sie waren zu groß geworden. Sie wurde konfirmiert, und er machte sein Examen, um zur Universität zu gehen. Beim Abschied küßte er sie; das sei Studentenbrauch, sagte er, das müsse sich jedes Mädchen gefallen lassen. Da fügte sie sich der eisernen Notwendigkeit. Als er zurückkam, küßte er sie wieder und wußte noch viel triftigere Gründe dafür anzugeben, und als er sie zuletzt fragte, ob sie Frau Doktor werden wollte, sagte sie ja, gerne! Dann blieb er ein ganzes Jahr weg, und sie verdingte sich inzwischen nach Hamburg; ihre Eltern waren arm, und sie wollte etwas verdienen. Er suchte sie auf und traf sie im Tanzsalon mit einem flotten Sechszundsiebziger. Was für Augen er machte, und was für böse Worte er gebrauchte! Hätte sie den Soldaten nicht beschwichtigt, es wäre ihm schlimm ergangen. Und sie hatte doch gar nichts Schlechtes getan; warum sollte sie nicht auch ihr Vergnügen haben? Braut? Bah, sie dachte nicht daran; das seien Kinderpossen, für einen Doktor sei sie viel zu dumm, und dann habe sie auch gar keine Lust, so lange zu warten, bis er sie mal ernähren könne. Gleich und gleich, das passe am besten. Er bat, er drohte, er flehte; sie lachte und tanzte mit ihrem Soldaten weiter. Seit der Zeit hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Den Soldaten hatte sie bald laufen lassen, und der Postbeamte, der sie dann zum Tanz führte, meinte es nicht ehrlich; aber sie war doch ein rechtschaffenes Mädchen geblieben, und als solches hatte sie ihren Jan gefreit. Er war ein ganz guter Kerl, zwar etwas leichtsinnig und aufbrausend, aber fleißig und ordnungsliebend, und noch nie hatte er sie geschlagen. In letzter Zeit zwar, seitdem sie ihm ein totes Knäblein geboren und immer fränkelt, war er verdrießlich

und mürrisch geworden. Aber sie hatte doch ihre Lina. Was für ein Schatz von Kind war das, so lieb und so gut; solcher Kinder gibt's nicht viele.

Ein klirrendes Geräusch schreckte sie aus ihren Träumen auf, und gleich darauf fing das Kind an, laut zu schreien.

Ein Topf lag zerbrochen zu seinen Füßen.

„Verdrehte Deern!“ rief die Mutter, „mit dem Butt ist es nicht mehr zum Aushalten.“

„Ich hab es garnich getan,“ schluchzte das Kind, „der Topf stand auf dem andern Topf, un da, un da — ganz von alleine — un da —“

Die Erinnerung an die merkwürdige, eigene Willensbetätigung des Topfes wirkte noch so mächtig auf Linchen ein, daß sie vor Weinen nicht weitersprechen konnte.

„Halt dein Maul, dumme Deern, is schon gut“, beschwichtigte die Mutter, nahm das zitternde Kind mitten aus den Töpfen und Scherben hinweg und setzte es auf den kleinen Herd in der dunkeln Ecke.

Es war hohe Zeit, daß sie an ihre Arbeit ging. Aber womit beginnen? Der kleine Raum stand so voll, daß sie sich kaum darin regen konnte. Sie hatten bisher zwei Stuben und eine Küche besessen, und nun sollten alle die Sachen in einem Zimmer untergebracht werden. Eine heillose Angst überkam sie vor ihrem Reichtum. Ein Bett, ein Tisch, eine Art Sofa, eine Kommode und sechs Stühle — es war unerhört! Sie legte das Geschirr und die Bilder auf das Bett, und versuchte es zuerst mit dem Tische, hierher, dorthin, neben die Tür, vor das eine Fenster, vor das andre — nirgends war es ihr hell genug; endlich mußte er doch zwischen den beiden Fenstern stehen bleiben. Nun erhielt das Sofa seinen Platz von selber. Aber die Kommode? Sie stand hier im Wege, und dort

war es zu dunkel. Und gar die Stühle erst! Es war eine ewige Wanderschaft! Ein Glück, daß das Bett an der Hinterwand aufgeschlagen war, so gab es doch einen festen Punkt, auf dem das Auge mit Sicherheit ruhen konnte.

Endlich waren alle Möbel aufgestellt. Nun ging es an das Auspacken und Ordnen der Wäsche, an das Aufstellen der Teller und Küchengeräte, an das Aufhängen der Kleider, der Bilder und der vielen Photographien. Nur Raum und Licht. Ob die Rose hier vor dem Fenster wohl weiter blüht? Schade um die schönen Bilder! Der „Seesturm“ und der „Brand von Hamburg“ konnten schon etwas Halbdunkel vertragen; aber das „Mutterglück“ und „Junge Liebe“ mit dem schönen Schloß im Hintergrund verlangten entschieden eine hellere Beleuchtung. Wieder wurde hin und her probiert, es war zu schwer, den richtigen Platz zu finden.

Inzwischen hatte sich die Kleine von ihrem Schreck erholt, war vom Herd heruntergeklettert und sah eine Weile der Mutter zu. Das wurde ihr aber bald zu langweilig. Sie schlich zur Thür und öffnete sie.

„Wohin?“

„Ich will draußen spielen mit Guschl.“

„Ach Deern, wir wohnen jetzt drei Treppen hoch. Du kannst nicht mehr alle Augenblick vor die Thür laufen.“

„Ich mag aber nicht hier bleiben!“

„Thür zu, und setz dich hin!“

Das Kind war noch im Zweifel, ob es die Thür von drinnen oder draußen schließen sollte und schob sich in der Thüröffnung hin und her.

„Kannst du nicht hören!“ rief die Mutter ärgerlich, riß es in die Stube und schlug die Thür zu. „Hier bleibst du sitzen, hier auf'm Stuhl, un nu kein Wort mehr, sonst —!“

Linchen sprach auch kein Wort mehr; aber ihr Schluchzen und Seufzen dauerte noch lange fort.

Nun ging die Mutter in die Küche, in das enge dunkle Loch ohne Fenster und Thür.

Marie bebte zurück vor dem dumpfen, fauligen Geruch, der ihr aus dem Winkel entgegendrang, vor dem Unrat, den sie beim Schein der Lampe in der Ecke aufgehäuft fand, vor dem Staub und Schmutz, der fingerdick auf dem Tellerbort lag. Sie konnte arbeiten, auch jetzt, wo sie schwächlich war; sie war von jung auf an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt; aber in diesem Loch, in dem sie sich nicht bewegen noch regen konnte, tagaus, tagein zu hantieren — ein Schauer überlief sie. Sie stürzte sich kopfüber in die Arbeit, sie räumte den Schutt fort, sie fegte, feulte und putzte, aber es wollte ihr nicht gelingen. Wenn sie ihr Werk überschaute, kam ihr alles verkehrt vor, alles durcheinander, voll Unordnung, jedes sich selbst und dem andern im Wege. Eine tiefe Mißstimmung, ein geheimes Bangen und Grauen überschlich sie, sie wußte selbst kaum wovor; aber es drohte, sie niederzudrücken.

Plötzlich ertönte ein dumpfer Schall. Ein Bild war von der Wand zu Boden gefallen.

Sie erbehte. Das bedeutet einen Toten im Haus.

Sie preßte die Hand vor die Stirn. „Kopf oben halten!“ sagte sie halblaut. Dann stand sie auf und sah nach ihrem Kinde. Es war auf dem Stuhle eingeschlafen, das Schürzchen noch vor dem Gesicht haltend.

Sie beugte sich über das Kind und zog die Schürze leise herunter. „Mein Lina!“ flüsterte sie.

In der engen Gasse wogten die Nebel auf und ab.

